

3

dorian hunter

DÄMONEN-KILLER



Der Folterknecht

Zaubermond

Der Folterknecht

**dorian
hunter**
DÄMONEN-KILLER

Band 3

Der Folterknecht

von Ernst Vlcek und Neal Davenport

© DORIAN HUNTER: Zaubermond-Verlag
© DÄMONENKILLER: Pabel-Moewig Verlag KG

Titelbild: Mark Freier
eBook-Erstellung: story2go

© 2008 Zaubermond-Verlag
<http://www.zaubermond.de>

Alle Rechte vorbehalten

Was bisher geschah:

Der ehemalige Reporter Dorian Hunter reist zusammen mit seiner Frau Lilian in ein einsames Dorf an der österreichisch-slowenischen Grenze. Begleitet wird er von acht ihm unbekanntem Männern, die am selben Tag wie er geboren wurden.

In dem Dörfchen mit dem sonderbaren Namen Asmoda angekommen, findet die Reisegesellschaft keine Unterkunft. In ihrer Not suchen die Männer ein nahegelegenes Schloss auf. Von der Schlossherrin werden sie unerwartet freundlich empfangen.

Lilian versucht Dorian zur Umkehr zu bewegen, aber dieser weigert sich – und gerät in ein Abenteuer, das seinen Verstand übersteigt. Denn die Gräfin von Lethian ist eine Hexe, die auf ihrem Schloss die schrecklichsten Dämonen beherbergt. Vor dreißig Jahren zeugte sie zusammen mit dem Teufel in einer einzigen Nacht neun Kinder, die sie menschlichen Frauen unterschob. Sie sollten ganz normal aufwachsen und sich erst als Erwachsene ihrer Herkunft entsinnen.

Die acht Gefährten Dorian nehmen die Offenbarung euphorisch auf. Schon immer spürten sie die dunkle Seite in sich. Nur Dorian will sein Schicksal nicht akzeptieren. Er tötet seine Mutter und wird daraufhin von seinen Brüdern gejagt. Es gelingt ihm, das Schloss in Brand zu stecken und mit seiner Frau zu entkommen. Aber Lilian ist nicht mehr sie selbst. Sie hat bei der Begegnung mit den Dämonen den Verstand verloren.

Die unheimlichen Geschehnisse reißen nicht ab: In Wien wird Lilian in eine Privatklinik eingeliefert. Als Dorian sie besuchen will, begegnet er der Hexe Coco Zamis, die den Auftrag erhalten hat, ihn zu töten. Aber sie verliebt sich in Dorian und wechselt die Seiten, woraufhin sie aus der Schwarzen Familie der Dämonen ausgestoßen wird.

Coco und Dorian sind gleichzeitig Jäger und Gejagte. Mit Hilfe des Secret Service, den er von der realen Bedrohung durch die Dämonen überzeugen konnte, baut Hunter die Inquisitionsabteilung auf und macht sich auf die Jagd nach seinen Brüdern. Drei von ihnen hat er bereits erledigt, als ihn die Spur von Robert Fuller nach Kalifornien führt ...

Erstes Buch: Der Folterknecht

Der Folterknecht

von Ernst Vlcek

1. Kapitel

Vergangenheit, Anno Domini 1484, Dezember

Letzte Nacht habe ich den Teufel angerufen, und das hat mein Leben mit einem Schlag verändert. Es mag unverständlich und seltsam klingen, dass ich, Baron Nicolas de Conde, mich mit der Schwarzen Magie beschäftige. Mir hat es bisher an nichts gefehlt, und ich hatte immer alles im Leben, was ich mir nur wünschte. Ich bin mit Reichtum, einer klugen und schönen Frau und zwei Kindern gesegnet; und ohne mir schmeicheln zu wollen, kann ich ruhig behaupten, dass ich das bin, was man landläufig einen gelehrten Mann zu nennen pflegt; mein Studium der Naturwissenschaften habe ich in deutschen Landen mit Auszeichnung abgeschlossen. Mein Schloss nahe dem Eulenberg von Nancy wird von vielen als das schönste in weitem Umkreis gepriesen; meine Ländereien, ausgedehnte Wälder und fruchtbare Felder, von ehrbaren und fleißigen Bauern bestellt, erbringen mir jährlich einen so großen Gewinn, dass ich um die Zukunft der meinen keine Sorge zu haben brauche. Und dennoch kann ich nicht recht glücklich und zufrieden sein. Wahrscheinlich, weil mir nur alles Glück *dieser Welt* zu Füßen liegt.

Ich möchte die letzten Geheimnisse ergründen, doch die Naturwissenschaft hat ihre Grenzen. So kam ich zwangsläufig dazu, mich für die Geheimlehren zu interessieren. Mit Alchimie beschäftigte ich mich nur kurz, da ich bald erkannte, dass das etwas für Narren war. Keiner, der auf die Alchimie schwört, wird jemals Gold erzeugen können, wenn er nicht überirdische Gehilfen hat. Man muss sich schon der Schwarzen Magie anvertrauen, wenn man Steine in Gold verwandeln oder sich das ewige Leben verschaffen will. Man muss den Mut haben, mit dem Teufel einen Pakt zu schließen. Darüber hinaus bedarf es aber auch noch eines großen Wissens. Denn dass man sich erzählt, der Teufel hätte schon so manchen überlistet und ihm seine Seele genommen, ohne eine Gegenleistung dafür erbracht zu haben, das kommt nicht von ungefähr.

Ich habe letzte Nacht die Teufelsbeschwörung vorgenommen, und Asmodi hat mich erhört. Er ist mir erschienen: nicht etwa nur im Traum, wie angeblich der Heiland so manchem Frommen, sondern wirklich und wahrhaftig und mit Pech und Schwefel und Blitz und Donner. Er war keineswegs freundlich oder erfreut, denn ich hatte ihn bei den Vorbereitungen zu einem Hexensabbat gestört. Er war ungehalten, ja, böse über die Störung, doch musste er zugeben, dass er nicht anders gekonnt hatte, als meinem Ruf Folge zu leisten. Daraus ersah ich, wie wertvoll es war, alle Arten der Teufelsbeschwörung in der Theorie zu beherrschen, bevor man zur Praxis überging.

Ich hatte einen magischen Kreis gezogen, in dem er nun wütend herumtänzelte und gar fürchterlich fluchte. Als er sich endlich beruhigt hatte, fragte er: »Was willst du von mir, erbärmlicher Sterblicher? Du hast mich doch nicht nur gerufen, weil es dich gelüstete, mich zu sehen?«

Ich hatte mich von meinem ersten Schreck und der Überraschung, dass mir Asmodi in Fleisch und Blut

gegenüberstand, rasch erholt. »Sieh an, der Fürst der Finsternis zappelt in meinem Netz«, spottete ich. »Was drängt dich denn, meiner Gastfreundschaft so schnell wieder zu entsagen, Asmodi?«

»Ein Sabbat steht bevor, werter Baron. Es gilt, das große Fest vorzubereiten, die Instrumente zu stimmen, den Festplatz zu entweihen, damit auch alle den Weg zu mir finden. Vergeude also nicht meine kostbare Zeit und nenne dein Begehrt!«

»Ich habe dich gerufen, um dir ins Gesicht zu sagen, dass ich an deiner Macht zweifle.«

Er lachte schauerlich. »Nun, ich bin gekommen, und zwar schnell, obwohl ich fern von deinem Schloss war. Das sollte dich erahnen lassen, was ich alles kann. Aber ich sehe, dass du mich nur täuschen willst. Denn würdest du wahrlich an mir zweifeln, dann wäre es dir nicht so trefflich gelungen, mich herzurufen.«

»Dein Erscheinen allein beeindruckt mich noch nicht. Das hätte jeder Scharlatan, jeder geschickte Gaukler geschafft. Du musst mir schon einen überzeugenderen Beweis deiner Macht geben, wenn ich an dich glauben soll.«

»Und woran habt Ihr gedacht, werter Baron?«, fragte er lauernd.

Ich holte tief Atem und sagte dann: »Wenn du wirklich so mächtig bist, wie du überall verkündest, dann müsstest du einem Sterblichen auch das ewige Leben geben können.«

»Das kann ich«, behauptete Asmodi. »Viele Menschen, die sich von mir taufen ließen und der Schwarzen Familie angeschlossen haben, besitzen die Unsterblichkeit und beherrschen darüber hinaus noch die Schwarze Magie.«

»Dann müsstest du auch mir das ewige Leben schenken können.«

»Das wäre mir freilich möglich«, behauptete Asmodi, »aber warum sollte ich das tun? Welche Gegenleistung kann

ich von dir erwarten?«

»Nenne deine Bedingungen«, forderte ich ihn auf, »aber bevor du das tust, möchte ich dich warnen. Ich lasse mich nicht von dir hinters Licht führen. Ich weiß, dass du schon oft Versprechen gegeben hast, die du dann nicht einhieltest.«

»Mir scheint, du weißt tatsächlich viel über mich. Aber ganz so, wie du sagst, war es nicht. Die sich von mir betrügen ließen, haben es nicht anders verdient. Nur wenige sind auserwählt, in die Schwarze Familie aufgenommen zu werden, denn sie müssen gewisse Veranlagungen besitzen, die es ihnen erlauben, ihrem bisherigen Leben abzuschwören. Du scheinst mir geeignet zu sein. Aber um sicherzugehen, müsste ich dich erst noch auf die Probe stellen. Bestehst du die Prüfung, dann schenke ich dir die Unsterblichkeit.«

»Nenne mir deine Bedingungen!«, wiederholte ich.

Asmodi rieb sich die Hände.

»Höret, werter Baron, was ich von Euch verlange«, sagte er mit satanischem Grinsen. »Ich verlange, dass Ihr in der nächsten Nacht beim zwölften Schlag der Turmuhr von Nancy mit den Euren auf dem Eulenberg erscheint. Dort findet der Sabbat statt. Ihr müsst nämlich wissen, dass ich Euch keinen Wunsch erfüllen kann, ehe Ihr nicht die Taufe der Schwarzen Familie erhalten habt.«

»Die will ich gern über mich ergehen lassen«, sagte ich beklommen, »aber was meine Familie anbelangt ...«

»Ich kann Euch nur taufen, wenn Ihr Euch von Eurer Frau und Euren Kindern lossagt«, unterbrach mich Asmodi mit grollender Stimme. »Ihr müsst zulassen, dass sie während des Hexensabbats entweiht werden, und zwar vor Eurem Angesicht. Ohne einen Beweis Eurer Treue zu mir kann ich Euch das ewige Leben nicht schenken.«

»Ihr meint, ich soll meine Familie symbolisch entweihen

lassen?«, fragte ich, eine Gelegenheit witternd, den Fürst der Finsternis zu hintergehen.

»Erscheint nur persönlich auf dem Eulenberg, dann bin ich schon zufrieden«, sagte Asmodi. »Aber Ihr müsst aus freien Stücken kommen, Baron, Euch aktiv am Sabbat beteiligen und alles das tun, was ich von Euch verlange. Wenn Ihr nicht sicher seid, dass Ihr die Taufe der Schwarzen Familie empfangen wollt, dann bleibt dem Eulenberg besser fern, werter Baron.«

»Ich werde kommen.«

»Gut, sehr gut. Dann ist dir das ewige Leben gewiss, Nicolas.«

Darauf verschwand er wieder mit Blitz, Donner und Schwefelgestank.

Beim ersten Tageslicht schon traf ich Vorbereitungen, meine Familie in Sicherheit zu bringen. Meine Frau verstand nicht, warum ich auf dieser überstürzten Abreise bestand, aber sie fügte sich. Ein befreundeter Graf, der ein Gut an der Grenze zu Deutschland bewirtschaftete, war von einem vorausreitenden Boten von der Ankunft meiner Familie verständigt worden. In dem Begleitschreiben nannte ich keinen Grund, warum ich meine Frau und meine zwei Kinder zu ihm schickte, bat ihn jedoch, mein Erbe zu verwalten, falls mir etwas zustoßen sollte.

Während die Habe meiner Frau und meiner Kinder in die Kutsche verladen wurde, ließ ich mir ein Pferd satteln. Ich geleitete die Kutsche bis zur Brücke, die über die Meurthe führte. Meine Frau weinte beim Abschied. Die Kinder freuten sich über die unerwartete Reise, denn sie mochten den Grafen sehr. Außerdem hatte ich ihnen versprochen, in einigen Tagen nachzufolgen.

Ich wartete an der Brücke, bis die Kutsche meinen Blicken

entschwunden war, dann kehrte ich auf das Schloss zurück und harrte voller Ungeduld der Nacht. Ich hatte dem Kutscher aufgetragen, unbedingt bis zu einer Herberge nahe des gräflichen Gutes durchzufahren, denn ich wollte, dass meine Frau und die Kinder so weit wie möglich vom Eulenberg entfernt waren, wenn der Hexensabbat begann.

Je näher Mitternacht rückte, desto ruhiger wurde ich. Ich sah der Begegnung mit Asmodi gelassen entgegen, denn ich war sicher, ihn überlistet zu haben.

Schließlich war es Zeit zum Aufbruch. Ich hatte dem Gesinde vorher Anweisung gegeben, sich nicht um jenen späten Besucher zu kümmern, der in einen schwarzen Mantel gekleidet war und sein Gesicht unter einer Kapuze verbarg, und ihn unbehelligt aus dem Schloss zu lassen.

So schlich ich mich, von niemandem erkannt, wie ein Dieb aus meinem Schloss und begann dann durch den Wald den Aufstieg auf den Eulenberg. In den vergangenen Tagen war der erste Schnee gefallen, so dass es ziemlich hell war. Kurz vor Mitternacht brach der Vollmond durch die Wolken und überflutete den Eulenberg mit einem fahlen Licht. Unheimliche Geräusche, die lauter wurden, je näher ich dem Gipfel kam, drangen von allen Seiten auf mich ein.

Der Eulenberg war nicht viel mehr als sechshundert Meter hoch, und ich hatte ihn schon oft bestiegen, so dass ich mir leicht ausrechnen konnte, wie rasch ich gehen musste, um gegen Mitternacht am Ziel zu sein.

Wer hatte nicht schon von Hexensabbaten gehört und von den schauerlichen Dingen, die dabei passierten? Ich war im Grunde vorbereitet, dennoch beeindruckte mich die Szenerie auf dem Berggipfel stark. Männer und Frauen tummelten sich fast durchwegs nackt auf der Lichtung. In der Mitte brannte ein großer Scheiterhaufen, über dem Tiere gebraten und irgendwelches Zeug verbrannt wurde, das einen grässlichen Gestank verbreitete. Manche der Leute,

die auf gefällten Bäumen, Steinblöcken oder mitgebrachten Hockern saßen, in Kesseln rührten oder tanzten, trugen Masken vor dem Gesicht, andere wiederum zeigten sich ungeniert.

Ich erkannte einige Männer und Frauen, Leute von Adel, aber auch Bürger und gemeines Volk: Den Bäcker aus Nancy, der uns mit Brot belieferte, einen Astrologen und seine drei Mätressen - ja, sogar einen hohen Regierungsbeamten. Letzterer kam auf einem Ziegenbock geritten; er war völlig nackt und hatte seinen Körper mit Tierblut besudelt. Es konnte auch Menschenblut sein, aber daran glaubte ich zu dieser Stunde noch nicht.

Niemand kümmerte sich um mich. Ich wurde in den teuflischen Reigen aufgenommen, so als hätte ich schon immer zu den Dämonenbeschwörern gehört. Obwohl die Temperatur sehr tief gesunken war, schienen die Gäste des Hexensabbats die Kälte nicht zu spüren. Immer mehr entledigten sich ihrer Kleider, trieben Unzucht und verspotteten Gott und die heilige Kirche. Als ich mich einmal bekreuzigen wollte, verbrannte ich mir die Finger dabei.

Und dann erschien Asmodi auf einem großen Opferstein. Er kam nicht als Teufel mit Hörnern, einem Pferdehuf und einem Schwanz, sondern er hatte einen Eselskopf auf. Doch das war nur eine Maske, die er abnahm und in die Menge schleuderte. Die Maske fiel mir in die Arme, was bestimmt kein Zufall war. Als ich sie genauer ansah, erkannte ich, dass es sich um einen echten Eselskopf handelte. Aus dem Hals floss noch warmes Blut. Ich war nicht fähig, den Kopf fallen zu lassen; so als würde mich eine böse Macht dazu zwingen, verkrallte ich meine Hände in dem Fell ...

»Schwörst du allem Menschlichen ab und willst du das Sakrament des Bösen empfangen, Bruder?«, gellte Asmodis Stimme über die Lichtung.

»Ja, ich will«, sagte ich wie von selbst.

Der Scheiterhaufen fiel in sich zusammen, und dann war die Lichtung nur noch vom Mondlicht erhellt, ja, mir war sogar, als verblasse der Mondschein, während die Gestalten einen Kreis um mich bildeten. Plötzlich fühlte ich mich in die Enge getrieben, gefangen. Ich musste mich sehr zusammennehmen, um nicht in wilder Panik davonzulaufen. Aber ich wäre ohnehin nicht weit gekommen, also blieb ich auf meinem Platz, den Eselskopf immer noch in Händen haltend.

»Willst du alle weltlichen Bindungen abstreifen und in der Schwarzen Familie Unsterblichkeit erlangen?«, rief Asmodi.

»Ja, ich will«, wiederholte ich mit krächzender Stimme.

»Dann musst du alles verdammen, was Menschen gutheißen, und von nun an dem huldigen, was sie als böse anprangern.«

»Das werde ich tun«, sagte ich.

»Wirst du deine Frau und die Kinder deines eigenen Fleisches und Blutes verstoßen und die aus der Schwarzen Familie als deine Brüder und Schwestern anerkennen?«

Ich zögerte und musste erst einen Kloß hinunterschlucken, bevor ich sagen konnte: »Das will ich tun.«

Dabei dachte ich aufatmend daran, dass sich meine Frau und die Kinder in Sicherheit befanden. Es war sehr klug von mir gewesen, sie noch rechtzeitig fortzuschicken; nun waren sie so weit weg, dass Asmodi keine Macht mehr über sie hatte.

»Dann entweihe deine Familie und nimm die Sakramente der Schwarzen Familie entgegen!«

Die Gestalten umtanzten mich und gerieten dabei immer mehr in Ekstase. »Verfluche deine Frau!«, soufflierte mir der Chor. »Du hast ihren Kopf in Händen. Wirf ihn weg!«

Ich ließ unwillkürlich den Eselskopf fallen.

»Da sind die Arme deiner Frau!«

Jemand drückte mir zwei Eselsbeine in die Hand.

»Zerbrich sie!«

Ich schleuderte die abscheulichen Reliquien von mir.

»Hier die Augen! Zerquetsche sie!«

Ich übergab mich beinahe, als ich etwas Glitschiges in meinen Händen fühlte.

»Ihr Herz - bring es zum Stillstand!«

Der warme, weiche, feuchte Klumpen zwischen meinen Fingern schien zu pulsieren.

»Wirf ihren Körper den Buhlern vor!«

Ich schleuderte den Eselskörper gegen die Tanzenden, die sich wie wilde Tiere darauf stürzten.

Ich habe versucht, die nachfolgenden Geschehnisse aus meinem Gedächtnis zu verbannen, aber ich habe sie später noch oft in meinen Träumen durchlebt. Es genügt, wenn ich von diesen Alpträumen geplagt werde. Deshalb schreibe ich sie nicht auch noch nieder, damit andere davon verschont bleiben. Doch kann ich nicht verschweigen, dass ich hier, auf dem Gipfel des Eulenberges, von keinen Abscheulichkeiten verschont blieb. Ich erfuhr Demütigungen wie kein Mensch zuvor, musste Dinge über mich ergehen lassen, für die ich mich bis in den Tod schäme, und bei dem Gedanken an die Exzesse wird mir vor Ekel übel. Ja, ich habe mir dort auf dem Eulenberg den Tod gewünscht, denn ich erkannte, dass ich mich nie zum Bösen bekennen und nie ein vollwertiges Mitglied der Schwarzen Familie werden konnte. Aber ich bekam nicht den Gnadenstoß, sondern das ewige Leben.

»Nun habt Ihr die von Euch so begehrte Unsterblichkeit, Baron de Conde!«, verkündete Asmodi und ließ seinen Worten ein höhnisches Gelächter folgen, das in meinen Ohren noch nachhallte, als ich mich längst schon im Schloss in meinem Zimmer eingeschlossen hatte.

Ich wollte alle Schrecken auf diese Weise von mir fernhalten, doch am nächsten Morgen erreichten sie mich

trotzdem. Fast die gesamte Dienerschaft überfiel mich an meinem Bett, aber ich musste erst mit der Prügelstrafe drohen, um aus ihnen nach und nach herauszuholen, was sie wollten.

An der Kutsche, mit der meine Familie fortgefahren war, hatte sich ein Rad selbständig gemacht. Es war nicht weit von der Brücke über die Meurthe geschehen. Niemand konnte sich erklären, warum der Kutscher nicht zum Schloss zurückgekehrt war. Es fand auch niemand eine Erklärung für das grausame Ende, das meine Familie gefunden hatte, denn Wölfe hatte es in Nähe meines Schlosses schon seit Jahren nicht mehr gegeben, auch nicht in kälteren Wintern; und es musste ein Wolfsrudel die Kutsche überfallen haben, denn meine Frau und meine beiden Kinder waren buchstäblich in Stücke gerissen worden.

Ich war ein gebrochener Mann. Der Verlust meiner Familie schon schlimm genug, doch die Gewissheit, dass ich schuld an ihrem Schicksal war, schien unerträglich. Wie sollte ich mit dieser Schuld leben können?

Gegenwart

»Seit Sie lebendig begraben waren, sind Sie ein ganz anderer Mensch geworden, Mr. Hunter«, sagte Miss Martha Pickford anklagend, und mit besonderer Betonung fügte sie hinzu: »Noch eigenbrötlerischer, noch herrschsüchtiger – und noch grausamer sind Sie geworden!«

Dorian Hunter beachtete sie überhaupt nicht, sondern betrat schweigend die Diele seines Reihenhauses in der Abraham Road. Während er den Trenchcoat an der Garderobe aufhängte, war sein Blick ins Leere gerichtet. Miss Pickford war sowieso Luft für ihn. Er wunderte sich

selbst darüber, wie schnell er sich an sie gewöhnt hatte. Seit sie in der Jugendstilvilla, dem Hauptquartier seiner Inquisitionsabteilung, den Haushalt führte, hatte er eine dicke Haut bekommen. Ihre ständigen Nörgeleien, ihre Ermahnungen und Vorwürfe ließen ihn kalt; so wie jetzt, als sie auf ein erst kurze Zeit zurückliegendes Erlebnis in Hongkong anspielte, als die Dämonen ihn lebendig begraben hatten. Es berührte ihn nicht, weil er überzeugt war, dass sie nicht merkte, wie geschmacklos ihre Bemerkungen waren.

Das Haus wirkte still und verlassen, obwohl Miss Pickford da war, die wie eine Glucke den Hermaphroditen Phillip Hayward bewachte, ebenso Donald Chapman, der fußgroße Puppenmann, und vor dem Haus waren zwei Exekutor-Inquisitoren postiert. Dorian war nur noch selten hier, seit seine Frau Lilian nicht mehr bei ihm lebte. Auch sie hatten die Dämonen auf dem Gewissen. Sie war von ihnen in den Wahnsinn getrieben worden und musste ihr Dasein nun in der O'Hara-Stiftung fristen.

Und jetzt kam Dorian an die Reihe. Er wusste, dass Asmodi, das Oberhaupt der Schwarzen Familie, alles tun würde, um ihn zu vernichten. Deshalb musste er rasch handeln, um die Pläne des Fürsten der Finsternis zu durchkreuzen.

Zu seinem Bedauern befand sich Coco, seine Lebensgefährtin, nicht an seiner Seite. Auch die ehemalige Hexe war in die Ereignisse in Hongkong verstrickt gewesen, und sie war für einige Tage in die Karibik geflogen, um sich davon zu erholen. Vielleicht war er deshalb gegenwärtig besonders reizbar.

Dorian ging ins Wohnzimmer und strich gedankenverloren mit den Fingern über die Platte eines Beistelltisches.

»Sie brauchen mich gar nicht zu kontrollieren, Mr. Hunter!«, keifte Miss Pickford hinter ihm. »Ich habe überall

saubergemacht und natürlich auch Staub gewischt.«

Als ob er keine anderen Sorgen hätte! Er ging weiter in die Bibliothek. Dort saß Donald Chapman auf der obersten Sprosse einer Leiter vor einem Regal. Er befand sich gerade in Dorians Kopfhöhe.

»Was gefunden, Don?«, fragte der Dämonenkiller den Puppenmann.

»Ich habe das Fürchten in deinem Gruselkabinett gelernt«, sagte Donald Chapman mit gespielter Schaudern. »Aber ich habe nichts gefunden, was nicht zu deiner Horror-Sammlung gehört.«

Auch Donald Chapman war ein Opfer der Dämonen. Der Puppenmacher, einer von Dorians dämonischen Brüdern, hatte aus ihm einen fußgroßen Zwerg gemacht, und es schien kein Mittel zu geben, ihm wieder zu seiner ursprünglichen Größe zurückzuverhelfen. Aber Chapman schien sich mit seinem Los überraschend schnell abgefunden zu haben. Wegen seiner geringen Größe eignete er sich hervorragend dazu, verborgene Winkel nach Fallen der Dämonen abzusuchen.

Die Dämonen konnten natürlich nicht wissen, dass Dorian den Entschluss gefasst hatte, sich für eine Weile in dieses Haus zurückzuziehen; dennoch war es möglich, dass sie mit seiner Rückkehr hierher rechneten und für alle Fälle ihre Netze ausgelegt hatten. Dorian wollte kein Risiko eingehen. Deshalb hatte er Donald Chapman und den Hermaphroditen Phillip mit der Durchsuchung des Hauses beauftragt.

»Bist du jetzt fertig?«, fragte Dorian den Puppenmann.

»Ich habe das ganze Haus vom Dachboden bis zum Keller abgesucht«, berichtete Chapman. »Übrigens hast du Ratten im Keller. Ich musste zwei der Biester töten, weil sie in mir eine willkommene Mahlzeit sahen.«

So leicht ertrug Chapman sein Schicksal, dass er darüber sogar scherzen konnte, obwohl es für ihn unvorstellbar

schwer sein musste, sich in der Welt der normalen Menschen zurechtzufinden.

»Dann kannst du dich zurückziehen, Don«, sagte Dorian mit müder Stimme.

»Wäre es nicht besser, wenn ich hierbliebe?«, meinte Chapman. »Du kannst bestimmt einen Schutzengel brauchen.«

Dorian schüttelte den Kopf. »Ich möchte allein sein. Außerdem bewachen Cohen und Powell das Haus.«

Er schreckte hoch, als er in der Tür eine Bewegung sah, entspannte sich aber sofort, als er Phillip Hayward erkannte, der lautlos und wie ein Traumwandler in die Bibliothek kam. Dorian erhob sich und ging auf den Hermaphroditen zu. Als er sah, dass dieser fröstelte, legte er ihm einen Arm um seine schmalen Schultern. An den beiden Ausbuchtungen unter Phillips Hemd sah er, dass dem Hermaphroditen wieder Brüste gewachsen waren.

Phillip war ein seltsames Wesen, ein Zwittergeschöpf, abwechselnd männlichen und weiblichen Geschlechts, und er hatte viele Fähigkeiten der Dämonen, die er aber nicht bewusst einsetzen konnte, weil er auch zu viel von den Menschen an sich hatte. Phillip lebte in einer Traumwelt, aus der er nicht ausbrechen konnte. Nur manchmal war es ihm möglich, Hinweise zu geben und Andeutungen zu machen. Aber was er sagte und tat, ergab nie einen rechten Sinn; seine Botschaften waren immer verschlüsselt und schwer zu entziffern.

»Ist ja gut, Phillip«, sagte Dorian. »Du brauchst nicht zu erschrecken. Was du hier siehst, sind keine Werkzeuge der Dämonen. Es handelt sich um Reliquien aus einer längst vergangenen Zeit. Sie gehören mir. Ich habe sie nur an die Wände gehängt, aber ich benutze sie nicht.«

Phillips große Augen waren weiterhin schreckgeweitet, und sein Blick wanderte über die Folterwerkzeuge, die

stummen Zeugen aus der Zeit der Hexenverfolgungen. In Dorian's umfangreicher Bibliothek befanden sich noch weitere Dokumente, die über diesen wohl dunkelsten Abschnitt in der Geschichte der Menschheit Auskunft gaben. Um sich ihrem Studium widmen zu können, hatte sich Dorian in dieses Haus zurückgezogen.

»Was ist mit dir, Phillip?«, fragte Dorian sanft, während er versuchte, den Hermaphroditen auf einen Stuhl niederzudrücken, wogegen sich dieser aber zur Wehr setzte. »Hast du irgendetwas Verdächtiges entdeckt? Ist dir etwas aufgefallen, was du mir mitteilen möchtest?«

Phillip machte eine fahrige Handbewegung und legte Dorian einen Finger auf den Mund, um ihn zum Schweigen zu bringen. Er schien zu lauschen.

»Viele Stimmen«, sagte er schließlich entrückt.

»Was für Stimmen sind das, Phillip?«

Der Hermaphrodit verzog das Gesicht und breitete die Arme aus, als wollte er mit dieser Geste die gesamte Bibliothek umfassen.

»Die Stimmen sind überall?«, fragte Dorian.

Phillips Lippen bewegten sich, aber kein Laut kam darüber. Er wandelte zum Bücherregal, und plötzlich zuckten seine Hände vor, und er stieß wie in Ekstase die Bücher reihenweise aus dem Regal. Da es sich durchwegs um wertvolle, Hunderte von Jahren alte Werke handelte, die kaum mehr zu beschaffen waren, packte Dorian Phillip von hinten an den Armen. Wenn er ihn nicht gewaltsam zurückgehalten hätte, hätte der Hermaphrodit womöglich noch die gesamte Bibliothek verwüstet. Obgleich Dorian ungleich stärker als der zierlich gebaute Phillip war, kostete es ihn doch einige Anstrengung, Phillip zu einem Sessel zu schleppen und dort hineinzudrücken.

In diesem Augenblick ertönte in Dorian's Rücken ein Schrei. Gleich darauf zerrte jemand von hinten an ihm, und

etwas wurde ihm in schneller Folge auf den Kopf geschlagen. Es war Miss Pickford, die sich in einem hysterischen Anfall auf Dorian gestürzt hatte und ihn mit ihrem Schirm traktierte. Dorian konnte sich nur durch einen Rückzug vor weiteren Schlägen retten.

Während sie sich fürsorglich um Philipp kümmerte, der schwer atmend in dem Sessel saß und sich erst bei Miss Pickfords Erscheinen beruhigte, herrschte sie Dorian an: »Was fällt Ihnen ein, sich an dem wehrlosen Jungen zu vergreifen, Mr. Hunter? Wenn sich Aggressionen in Ihnen angestaut haben, dann reagieren Sie sich an den Dämonen ab! Aber lassen Sie die Finger von Phillip! Wenn ich noch einmal erlebe, dass Sie ihn psychisch und physisch quälen, dann werde ich dafür sorgen, dass Ihnen die Vormundschaft entzogen wird.«

»Ach, halten Sie den Mund!«, sagte Dorian ärgerlich. »Sie stürmen da wie eine Furie herein und haben überhaupt keine Ahnung, worum es eigentlich geht. Ich glaube, Phillip war gerade dabei, mir einen Hinweis zu geben.«

»Sie wollten wohl Informationen aus ihm herausprügeln?«

»Dorian wollte nur verhindern, dass ...«, versuchte Chapman zu vermitteln, aber Miss Pickford schnitt ihm das Wort ab.

»Sie! Sie stecken doch mit diesem Folterknecht unter einer Decke!« Miss Pickford wandte sich wieder Phillip zu, der sich im Sessel wand. »Was wolltest du uns mitteilen, Phillip? Du brauchst dich nicht mehr zu fürchten. Ich bin jetzt bei dir. Hast du uns etwas mitzuteilen?«

»Lassen Sie ihn doch in Ruhe!«, herrschte Dorian sie an. »Sehen Sie denn nicht, dass Ihre Anwesenheit ihn hemmt? Ihre Betulichkeit schadet ihm mehr, als wenn ich ihn hart anfasse.«

»Solange ich bei Phillip bin, werde ich nicht zulassen, dass Sie bei ihm Ihre mittelalterlichen Methoden anwenden«,

entgegnete sie würdevoll.

Sie hatte kaum ausgesprochen, als Phillip aus dem Sessel hochsprang, Miss Pickford zur Seite stieß und sich auf den Berg von Büchern stürzte. Er bekam ein kleines, in Leder gebundenes Büchlein zu fassen und wollte es in Stücke reißen. Dorian konnte gerade noch hinzuspringen und ihm den Lederband entwinden. Phillip gebärdete sich daraufhin wie verrückt; erst als sich Miss Pickford einschaltete, beruhigte sich der Hermaphrodit wieder.

»Komm, Phillip!« Sie sprach begütigend auf ihn ein. »Wir verlassen am besten dieses schreckliche Haus.« Sie sah Dorian angriffslustig an. »Sie haben hoffentlich nichts dagegen, wenn ich Phillip in die Sicherheit der Jugendstilvilla zurückbringe, Mr. Hunter.«

»Gehen Sie nur ruhig«, seufzte er. Und als sie außer Hörweite war, fügte er grimmig hinzu: »Hoffentlich wird sie einmal von einem Vampir gebissen, damit ich sie pfählen kann.«

»Na, na«, sagte Donald Chapman besänftigend. »So schlimm ist sie nun auch wieder nicht. Gerechterweise muss man sagen, dass sie auch ihre guten Seiten hat. Du bist heute aber besonders gereizt, Dorian. Ist wohl besser, dich allein zu lassen. Ich melde mich wieder.« Er stieg behände von der Leiter herunter und verließ die Bibliothek.

Als Dorian allein war, entsann er sich wieder des schmalen Buches in seinen Händen. Er schlug die erste Seite auf und starrte auf das unbeschriebene, vergilbte Pergament. Auf der zweiten Seite fand er dann eine handschriftliche Notiz. Er musste sie zweimal lesen. Sie war in frühem Neuhochdeutsch abgefasst.

Wie ich mich dem Teufel verschrieben habe und von ihm gedauft worden, und warumben ich nach Konstanz gefahren.

Unterzeichnet war der Text mit Baron Nicolas de Conde.

Dorian überflog die Seiten und erkannte, dass er die Tagebuchaufzeichnungen dieses Barons vor sich hatte. Die erste Eintragung stammte vom 21. Januar 1485 und schilderte die Erlebnisse des Barons von der Mitte des vergangenen Dezembers an. Dorian fand es merkwürdig, dass ein französischer Baron sein Tagebuch in deutscher Sprache schrieb; doch nach einer oberflächlichen Sichtung des Textes war ihm klar, dass der Baron hatte verhindern wollen, dass seine Aufzeichnungen von jedermann verstanden werden konnten.

Der Dämonenkiller konnte sich nicht erinnern, schon jemals dieses Dokument gelesen zu haben. Warum war ihm ausgerechnet dieses Tagebuch in die Hände gefallen? Wollte ihm der Hermaphrodit damit einen Hinweis geben?

Dorian hatte sich in sein Haus zurückgezogen, um mit Hilfe der alten Schriften die Vergangenheit zu durchforschen. Bisher war er dem Fürsten der Finsternis noch nicht besonders lästig geworden, doch durch die Ermordung der Hexe Reuchlin und die Geschehnisse in Hongkong war Asmodi persönlich herausgefordert worden; jetzt konnte er dem Treiben des Dämonenkillers nicht mehr gelassen zusehen. Wenn Dorian auch nur die geringste Überlebenschance haben wollte, musste er Asmodi zuvorkommen. Doch kam man an den Fürst der Finsternis nicht so leicht heran. Das Oberhaupt der Schwarzen Familie hatte einen fast undurchdringlichen Schutzwall um sich gezogen, um sich vor Angriffen von außen wie vor Anschlägen aus den eigenen Reihen zu schützen. Es gab nur einen Weg, Asmodi, der wahrscheinlich schon einige Jahrhunderte an der Macht war, beizukommen: Man musste seine Identität herausfinden, seinen wahren Namen, seinen Geburtsort und sich so viele Daten wie nur möglich über seine Person beschaffen. Und diese hoffte Dorian in den Unterlagen über die Hexenprozesse und in anderen

Dokumenten seiner Sammlung zu finden. Vielleicht half ihm auch das Tagebuch des Barons de Conde weiter, in dem schon auf den ersten Seiten ein Hexensabbat beschrieben wurde, den Asmodi geleitet hatte.

Dorian kam immer mehr zu der Überzeugung, dass der Hermaphrodit ihm einen seiner orakelhaften Hinweise gegeben hatte. Unverständlich blieb nur, warum Phillip versucht hatte, das Tagebuch zu zerreißen.

Der Bericht über den Hexensabbat auf dem Eulenberg nahe von Nancy unterschied sich grundlegend von anderen zeitgenössischen Schilderungen. Dorian hatte schon viele Aufzeichnungen über Hexensabbate aus der Zeit der Inquisition gelesen, doch enthielten sie durchwegs der Phantasie entsprungene Ausschmückungen, so dass sie im Endeffekt nichts als märchenhafter Unsinn waren. Was er jedoch hier las, war authentisch, das erkannte er sofort. Baron de Conde hielt sich an Tatsachen. Dorian sah das wilde Treiben auf dem Eulenberg bildhaft vor sich.

Ihm wurde kalt, und er drehte die Heizung auf. Als er sich wieder niedersetzen wollte, läutete das Telefon. Verärgert über die Störung wollte er sich zuerst nicht darum kümmern; er hatte seinen Leuten ausdrücklich gesagt, dass er nicht gestört werden wolle, und sonst wusste niemand etwas von seinem Aufenthalt. Nach dem sechsten Läuten verstummte das Telefon, doch schon nach wenigen Sekunden versuchte der Anrufer es erneut.

Dorian hob den Hörer ab und wollte dem Störenfried gehörig die Meinung sagen, doch seine Stimmung schlug sofort um, als sich der Anrufer mit Namen meldete: »Hier ist Olivaro. Ich muss Sie sofort sprechen, Mr. Hunter.«

»Was ist geschehen?«, fragte Dorian irritiert. »Wo sind Sie jetzt?«

»In London. Ich bin vor einer Stunde angekommen. Ich hatte letzte Nacht einen Traum, der mich veranlasst hat,

mich sofort mit Ihnen in Verbindung zu setzen.«

»Einen Traum?«, wunderte sich Dorian. »Welchen Traum?«

»Beantworten Sie mir zuerst eine Frage. Womit beschäftigen Sie sich gerade?«

»Ich durchstöbere gerade meine Bibliothek nach Unterlagen über Asmodi«, antwortete Dorian verständnislos.

»Habe ich es mir doch gedacht«, unterbrach Olivaro ihn.

»Lassen Sie die Vergangenheit ruhen, Mr. Hunter! Versprechen Sie mir, dass Sie in dieser Richtung nichts mehr unternehmen – zumindest so lange nicht, bis ich mit Ihnen gesprochen habe.«

»Ich weiß nicht ...«

»Wann können wir uns sehen, Mr. Hunter? Sofort?«

»Warum nicht«, stimmte Dorian zu. »Nehmen Sie ein Taxi und kommen Sie zu mir in die Abraham Road.« Er gab die genaue Adresse durch.

»Ich nehme doch an, dass Sie sich durch Dämonenbanner abgesichert haben«, gab Olivaro zu bedenken.

»Ja, natürlich«, sagte Dorian und biss sich auf die Lippen. Er hatte nicht bedacht, dass Olivaro ebenfalls ein Dämon der Schwarzen Familie war. Er hatte ihm zwar schon einmal das Leben gerettet und damit bewiesen, dass er auf Dorians Seite stand, aber die Dämonenbanner hatten auf ihn die gleiche abschreckende Wirkung wie auf alle anderen Dämonen.

»Wo können wir uns treffen?«, drängte Olivaro.

Dorian nannte ihm, einer plötzlichen Eingebung folgend, die Adresse von Miss Pickfords Wohnung, die ganz in der Nähe lag. Sie stand leer, seit Miss Pickford in die Jugendstilvilla gezogen war. Dorian besaß zwar keinen Schlüssel dazu, aber er wollte ohnehin nicht allein zu dem Treffen gehen, und einem seiner beiden Exekutor-Inquisitoren würde es bestimmt keine Mühe machen, das Schloss der Tür zu knacken. Wozu hatten sie beim Secret

Service eine Spezialausbildung erhalten?

2. Kapitel

Marvin Cohen saß am Steuer des Rover, der früher einmal Donald Chapman gehört hatte. Cohen war zweiunddreißig Jahre alt, nicht ganz einen Meter achtzig groß und hatte ein scharfgeschnittenes Gesicht mit brutalen Zügen. Er hatte schon einige Disziplinarverfahren wegen unangebrachter Gewalttätigkeiten hinter sich und war hauptsächlich aus diesem Grund in die Spezialabteilung Dorian Hunters abgeschoben worden. Seine Pistole, die mit Silberkugeln geladen war, lag schussbereit auf der Konsole. Dorian hatte auf dem Beifahrersitz Platz genommen. Hinter ihm saß Steve Powell und beobachtete durch die Seitenfenster die vorbeifliegende Straße mit wachsamen Augen. Er war um sechs Jahre jünger als Cohen, hatte brandrotes Haar und versteckte sein Milchgesicht – wie er es selbst bezeichnete – hinter einem Vollbart. Er war der beste Scharfschütze seines Jahrgangs, hatte aber erst einmal einen Menschen in Notwehr getötet. Er war auch sonst das genaue Gegenteil von Marvin Cohen, aber nur solange man sein irisches Temperament nicht herausforderte.

Cohen hielt vor dem Mietshaus, in dem Miss Pickford ihre Wohnung hatte. Powell sprang mit schussbereiter Waffe aus dem Wagen und öffnete für Dorian die Tür. Nebel hüllte die drei Männer ein, und ein feiner Nieselregen fiel vom Himmel. Es waren kaum Leute auf der Straße. In einer halben Stunde würde sich die Nacht auf London herabsenken.

Cohen und Powell nahmen Dorian in die Mitte, und zu dritt betraten sie das Haus. Die zwei Treppen zu Miss Pickfords

Wohnung legten sie hintereinandergehend zurück. Cohen, der Spezialist für das Knacken von Schlössern war, machte sich an der Tür zu schaffen, schien aber Schwierigkeiten zu haben. Als ihm die Geduld riss, probierte er einfach die Türklinke, und die Tür schwang auf.

Powell grinste.

»Kommen Sie nur herein, Mr. Hunter!«, ertönte Olivaros Stimme aus der Wohnung. »Ich habe Sie schon erwartet.«

Dorian gab seinen beiden Leuten durch einen Wink zu verstehen, dass sie im Treppenhaus warten sollten, und betrat die Wohnung, die, Miss Pickfords Verhältnissen entsprechend, gutbürgerlich, aber ohne besonderen Geschmack eingerichtet war. Obwohl Miss Pickford schon vor einiger Zeit ausgezogen war, herrschte peinliche Sauberkeit.

Olivaro hatte in einem Ohrensessel Platz genommen und sprang bei Dorians Eintritt auf, um ihm die Hand zu schütteln. Er war klein, reichte Dorian bis knapp ans Kinn und hatte ein schmales Gesicht, in dem die Augen ungewöhnlich weit auseinanderlagen. Der Mund war ein wenig zu groß und zu voll. Das kurzgeschnittene Haar, an den Schläfen angegraut, verlieh seinem Gesicht etwas Strenges, Seriöses. Man konnte ihm den Bankier leicht glauben, wenn man nicht wusste, dass er in Wirklichkeit ein Mitglied der Schwarzen Familie war. Welche Fähigkeiten er besaß, hatte Dorian bisher noch nicht vollständig erfahren, und er fragte aus Rücksicht auf ihre Zusammenarbeit lieber nicht danach. Olivaro war der einzige Dämon, dem Dorian nicht nach dem Leben trachtete, obwohl er über ihn Bescheid wusste, denn dieser hatte ihn in Hongkong gerettet und ihm auch das Motiv für seine Unterstützung genannt. Nach seiner Aussage hatte ihm Dorian einmal aus der Patsche geholfen, wofür er sich in Hongkong revanchiert hatte. Doch so sehr Dorian sein Gehirn auch zermartert

hatte, er konnte Olivaro nirgends unterbringen; und Olivaro ließ sich nicht dazu herab, konkretere Angaben zu machen.

Dorian ließ sich lächelnd Olivaro gegenüber in einen Sessel sinken. Über ihren Köpfen brannte eine schwache Deckenlampe.

»Das muss ja ein furchtbarer Traum gewesen sein, dass Sie sofort um den halben Erdball flogen, um ihn mir zu erzählen«, meinte Dorian. »Worum ging es?«

»Ich muss Ihnen zuerst etwas erklären, Dorian. Ich darf Sie doch so nennen?«

»Natürlich. Wir sind doch schon alte Bekannte.«

»Ich muss Ihnen erklären, dass ich manchmal Wachträume habe. Als mir der verwachsene Mann im Traum erschien, wusste ich sofort, dass Sie im Schmutz der Vergangenheit wühlen.«

»Ein verwachsener Mann?«, wunderte sich Dorian. »Ich sehe da keinen Zusammenhang.«

»Es gibt ihn. Dieser Mann steht nämlich im Zusammenhang mit der Vergangenheit, die Sie besser ruhen lassen sollten, Dorian.«

»Aha, daher weht also der Wind! Erzählen Sie mir lieber von Ihrem Traum! Vielleicht kann ich ihn für Sie entschlüsseln.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Ich sah nur den verwachsenen Mann. Er sah aus wie Quasimodo, um ein Beispiel aus der Literatur zu nehmen. Er hatte einen Buckel und krumme Beine, sein Kopf saß tief zwischen den Schultern, das eine Auge war bis zum Mundwinkel heruntergezogen, die Unterlippe des schiefen Mundes wölbte sich nach unten, und Speichel tropfte daraus hervor. Bemerkenswert war auch seine Kleidung, die aus einem mittelalterlichen Wams und enganliegenden Trikothen bestand, die seine krummen Beine besonders zur Geltung brachten.«